

## Werk

**Titel:** Bericht über kulturgeographische Arbeiten im Herzogtum Schleswig

**Autor:** Mager, F.

**Ort:** Berlin

**Jahr:** 1915

**PURL:** [https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?391365657\\_1915](https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?391365657_1915) | LOG\_0223

## Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)  
SUB Göttingen  
Platz der Göttinger Sieben 1  
37073 Göttingen

✉ [info@digizeitschriften.de](mailto:info@digizeitschriften.de)

## Bericht über kulturgeographische Arbeiten im Herzogtum Schleswig.

Von Dr. F. Mager, Göttingen.\*

### I.

Man teilt bekanntlich vom geographischen Standpunkt Schleswig-Holstein in drei von Norden nach Süden verlaufende Zonen ein, nämlich in das östliche Hügelland, die Geest und die Marsch. Landschaftlich und wirtschaftlich bieten diese drei Zonen dem Auge große Gegensätze dar, die mit ihrer Entstehung zusammenhängen. Die östliche Zone ist eine typische Grundmoränenlandschaft mit stark bewegtem Oberflächenbild; ihr Boden ist ein schwerer, tiefgründiger Lehm und daher sehr fruchtbar. Die Geest ist das vor den Endmoränen gelegene, von den Schmelzwässern der letzten Vereisung ausgelaugte und seiner fruchtbaren, tonigen Bestandteile beraubte Sandrgebiet. Ihr Oberflächenbild ist im ganzen bedeutend einförmiger, ihr Bodenertrag viel dürftiger als im östlichen Hügelland. Die tiefliegende, durchaus flache Marsch mit ihrem fetten, tonigen Boden ist alluvialer Entstehung.

Wenn man die Geest näher kennen lernt, wird man im einzelnen auch oft auf starke Gegensätze im Landschaftsbild wie in dem wirtschaftlichen Wert stoßen. Neben Sand, Moor und Heide kann man hier fruchtbare, reichentwickelte Gegenden antreffen, die selbst landschaftlich abwechselnd und reizvoll sind. Man kann oft bei einer Wanderung im Laufe von wenigen Stunden an reichen Dörfern und fruchtbaren Fluren vorbeikommen, um gleich darauf von Heidekraut und Kratt umgeben zu sein; aus Heide und Moor, wo man von Sonnenglut und Stechfliegen gepeinigt wird, tritt man unmittelbar in den kühlen Schatten eines hochstämmigen Buchenwaldes; von hohen Sanddünen steigt der Wanderer plötzlich in ein fruchtbares Wiesental hinab. Wir können also in der Geest alle wirtschaftlichen Stadien vom

---

\* Diese Arbeiten wurden mit Unterstützung der Ferdinand von Richthofen-Stiftung der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin ausgeführt.

Ödland bis zur intensiven Kultur oft auf verhältnismäßig engem Raume nebeneinander sehen und werden den Schluß ziehen, daß diese Verschiedenartigkeit der Kulturformen des Bodens zum größten Teil nur eine vorübergehende Erscheinung ist, mit anderen Worten, die Geest befindet sich in einem Übergangsstadium, mitten in einer sehr energischen wirtschaftlichen Entwicklung, die das ganze Landschaftsbild durchaus umgestaltet hat. Wo vor etwa 100 Jahren weite, öde Heide- und Moorflächen bestanden, wo man damals meilenweit wandern konnte, ohne die geringste menschliche Siedelung anzutreffen, dort findet man heute fruchtbare Felder, gute Weiden, auf denen zahlreiches Vieh grast, und stattliche Höfe; dort, wo auf weite Strecken hin das dürrtige Heidekraut den Sandflug kaum hindern konnte, sehen wir heute das dunkle Grün von Fichten und Kiefern. Große Kulturwerte sind hier vom Menschen in zäher Arbeit geschaffen worden. Der Kampf um den Boden, der sich, je mehr die Jahre fortschritten, mit steigender Intensität abspielte, ist heute noch nicht zu Ende. Noch liegen viele Tausend Hektar Ödland so gut wie nutzlos da, noch gibt es viele Tausend Hektar geringwertigen Kulturlandes, dessen Ertrag mit verhältnismäßig geringem Aufwand um das Mehrfache gesteigert werden könnte; kurz, die schleswig-holsteinische Geest hat noch lange nicht die obere Grenze ihrer wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit erreicht. Aber es ist alles auf gutem Wege. Allenthalben hat der Dampfpflug als Beweise seiner Tätigkeit große Flächen tief gepflügten Ödlandes hinterlassen, um gleich an anderer Stelle mit der unermüdlichen Pflugschar die braunen Schollen umzuwerfen; hier und dort hört man den Pfiff der kleinen Feldlokomotiven, die lange Wagenreihen voller Mergel keuchend nach allen Richtungen schleppen, um den Inhalt auf der frischgepflügten Heide oder auf geringen Äckern und Weiden aufzustapeln. Man wird im ganzen den Eindruck erhalten, als ob die Geest den Abstand, der sie in wirtschaftlicher Beziehung von dem östlichen Hügelland und der Marsch trennt, mit Riesenschritten einzuholen versucht.

Ein Streifzug durch die Heide wird uns noch auf eine andere Frage aufmerksam machen. Vielerorts werden wir nämlich auf das sogenannte Kratt stoßen. Kratt ist niedriges Eichengestrüpp, das im Durchschnitt etwa 1 m hoch ist, aber doch in ganz verschiedener Entwicklung anzutreffen ist. An der einen Stelle kriecht es spärlich, verkrüppelt und zerzaust kaum einen halben Meter hoch hier und da im braunen Heidekraut, an anderer Stelle wuchert es üppiger 2—3 m hoch, teilweise sogar noch höher, und bedeckt oft große Flächen mit einem fast undurchdringlichen Gestrüpp, das nur ab und zu von kleineren freien Stellen unterbrochen wird. Wir können aber auch Kratt antreffen, das unter der sachgemäßen Pflege der Forstleute schon eine Höhe von fünf und mehr Metern erreicht hat und fast den Eindruck von Wald macht. Wenn man solche Krattflächen in diesen

verschiedenen Entwicklungsstufen beobachtet hat, drängt sich einem ohne weiteres die Vermutung auf, daß man hier die spärlichen Überreste ehemaliger Wälder vor sich hat. Ein Einblick in die alten Karten gibt uns dafür die Bestätigung. Vergleichen wir also die von Johannes Mejer in den Jahren 1638—48 aufgenommenen Karten von Schleswig-Holstein mit den Karten der Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen vom Ende des 18. Jahrhunderts einerseits und der modernen preußischen Generalstabskarte andererseits, so werden wir erstens manche der heutigen Krattflächen früher als richtigen Wald angegeben finden, zweitens werden wir bemerken, daß der Waldbestand nicht nur der Geest, sondern auch des östlichen Hügellandes ständig abgenommen hat und heute auf einen geringen Bruchteil seiner einstigen Gesamtfläche zusammengeschrumpft ist. Dabei ist aber noch bei der preußischen Generalstabskarte in Betracht zu ziehen, daß ein Teil des darauf angegebenen Waldes aus modernen Nadelholzaufforstungen besteht, die noch vor wenigen Jahrzehnten zum größten Teile Ödlandsflächen darstellten. Bei dem Vergleich der Karten betreffs des Waldes werden wir ersehen, daß der verschwundene Wald im östlichen Hügelland von landwirtschaftlichem Kulturland, in der Geest aber allermeist von Ödland abgelöst worden ist. Nach dem gegenwärtigen Zustand des Landes, den die preußische Generalstabskarte — sie ist bereits vom Ende der siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts — noch nicht wiedergibt, ist für die Bodenoberfläche der Herzogtümer je nach der Gegend ein verschiedener Entwicklungsgang festzustellen. Im östlichen Hügelland ist, wie ich schon erwähnt habe, an die Stelle des Waldes in der Regel landwirtschaftliches Kulturland getreten und bis heute geblieben. Anders in der Geest. Dort kann man alle möglichen Entwicklungsreihen verfolgen, die die einzelnen Landflächen durchgemacht haben. In den meisten Fällen ist in der Geest dem Walde Ödland gefolgt, das gewöhnlich erst nach längerer Zeit landwirtschaftlich kultiviert worden ist, oder noch heute als Ödland daliegt. Einzelne Flächen sind auch nach der Entwaldung zum Teil landwirtschaftlich genutzt worden, um nach einiger Zeit wieder aufgegeben zu werden und zu Ödland zu verwildern; gegenwärtig dienen sie wieder mit gutem Ertrag der Landwirtschaft. Anderswo kann auf Wald und Ödland wieder Wald, und zwar Nadelholzwald folgen, oder die Reihenfolge ist Wald — Ödland — geringwertiges Kulturland — Nadelwald. Einige Flächen, die schon in der Mitte des 17. Jahrhunderts als Heide erscheinen, sind erst neuerdings mit Nadelholz bepflanzt worden; andere haben vielleicht noch eine kürzere oder längere landwirtschaftliche Zwischenperiode aufzuweisen. Auch diese Fälle sind nicht selten, daß altes Ödland schlechtesten Sorte im Laufe des 19. Jahrhunderts mit Nadelholz aufgeforstet, inzwischen aber durch Abreinen oder Absterben der Bestände wieder zu Heide geworden ist.

So mannigfach, wie wir gesehen haben, dieser Entwicklungsprozeß des Landes im einzelnen auch sein mag, so läßt er sich doch unter einen einheitlichen Gesichtspunkt bringen. Wir erblicken in den geschilderten Vorgängen die Absicht des Menschen, das Land für seine Zwecke so praktisch wie möglich auszunutzen. Diese Behauptung mag freilich für das 17. und 18. Jahrhundert angesichts der unleugbaren Waldverwüstung dieser Zeit auf den ersten Blick verwunderlich erscheinen, folgte doch auf der Geest dem schwindenden Walde meistens die Heide auf dem Fusse. Trotzdem steht auch für die Geest der Waldrückgang mit der Absicht des Menschen, eine bessere oder vielmehr praktischere Bodenausnutzung herbeizuführen, in enger Beziehung. Der Bauer ist stets waldfreundlich gewesen und das Gegenteil eines Waldpflegers, und wenn er sich noch dazu, wie dies in den Herzogtümern der Fall war, mit dem Staat in die Nutzung des Waldes zu teilen hatte, so glaubte er erst recht keinen Grund zu einem schonungsvollen Gebrauch zu haben. Wo strenge Aufsicht fehlte, schlug er schonungslos Holz und weidete mehr Vieh im Walde, als diesem gut sein konnte. Auf die Zukunft des Nachwuchses nahm er keine Rücksicht. Wenn nun, wie auf der Geest, der Wald infolge der klimatischen und der Bodenverhältnisse sowieso einen schweren Stand hatte, so reichte diese Behandlung gerade aus, um ihn in ziemlich kurzer Zeit zum Rückgang zu bringen. Daß der Bauer den Wald nicht zu pflegen versteht, ist eigentlich nicht verwunderlich und hängt mit der Eigenart seines Berufes zusammen. Er ist seit Urzeiten nur genötigt gewesen, mit kurzen, einjährigen Perioden, von einer Ernte zur andern, zu rechnen; mit der langen Entwicklungsperiode des Waldes findet er sich nicht zurecht, ihm fehlt die Übersicht, und deswegen wirtschaftet er schlecht mit dem Holz. Andererseits haben seine Vorfahren den Acker dem Walde abgerungen und ihn im Laufe der Zeit meist auf dessen Kosten vergrößert. Aus diesem Grunde liegt dem Bauern dem Holz gegenüber eine gewisse Feindschaft und Angriffslust im Blut. Wenn daher der Wald nicht von anderer, mächtigerer Seite den nötigen Schutz findet, muß er mit der Zeit dem Bauern weichen. Daß an die Stelle des Waldes im östlichen Hügelland meistens Kulturland, in der Geest dagegen zumeist Heide getreten ist, liegt in der Verschiedenheit des Landes und seiner Bewirtschaftung. Bereits im 17. und 18. Jahrhundert war das östliche Hügelland bei der Güte seines Bodens in verhältnismäßig hoher landwirtschaftlicher Kultur und im Gegensatz zur Geest ziemlich dicht besiedelt. Der Boden besaß schon einen gewissen Wert, und es war Nachfrage nach ihm zwecks intensiverer Kultur. Entwaldete Flächen kamen also im Osten bald unter den Pflug. Immerhin ist beim Vergleich der Flurkarten des 18. Jahrhunderts festzustellen, daß in manchen Fällen auch im Osten ehemaliges Holzland vorübergehend von der Heide in Besitz genommen wurde, ehe es kultiviert wurde. Gewöhnlich

war wohl aber diese Zwischenperiode nicht von langer Dauer. In der äußerst dünn besiedelten Geest lagen die Verhältnisse anders. Dort herrschte noch bis in das 19. Jahrhundert hinein in den meisten Gegenden eine durchaus extensive Bewirtschaftung. Das dicht beim Dorfe gelegene Pflugland nahm nur einen verhältnismäßig kleinen Teil der Gemeindeflur ein und war noch dazu meist von geringer Qualität. Die Hauptsache mußte die Beweidung der übrigen Flur bringen, die infolge des geringen Bodens und der mangelnden Pflege hauptsächlich aus Heideland bestand. War Wald vorhanden — und noch im 17. Jahrhundert gab es ja auch auf der Geest zahlreiche und ausgedehnte Waldflächen — so wurde er eben, falls er ohne besonderen Schutz war, verhauen und durch übermäßige Beweidung, die das Wiederaufkommen der Bestände verhinderte, allmählich zu Kratt und Heide heruntergebracht. War er nun einmal so weit, so war das für den Bauern noch kein Grund des Bedauerns, denn die entwaldete Fläche diente ja weiter dem Weidebetrieb und wurde ihm, was die Hauptsache war, als Eigentum nicht mehr vom Staat bestritten, wie er das ja betreffs des Waldes gewohnt war. In dieser Weise und aus diesen Gründen hat sich, beschleunigt durch das ungünstige Klima und die Bodenverhältnisse, in den meisten Gegenden der Geest die Umwandlung des Waldes in Heide vollzogen. Die Einsicht, daß die allmähliche fast gänzliche Entwaldung der Geest das Klima und die Bodenverhältnisse immer mehr verschlechtern müßte, darf man dem Bauern nicht zutrauen. Er handelte eben so, wie er am besten seinen Vorteil zu haben glaubte, und hatte, wenigstens bei den damaligen wirtschaftlichen Verhältnissen, gar nicht so unrecht. Vom Standpunkte der heutigen hochentwickelten landwirtschaftlichen Kultur ist man zwar versucht, die Heide als Ödland und damit als überflüssig zu betrachten, dieses Recht hat man aber nur so lange, als man etwas Besseres an die Stelle der Heide setzen kann und als dafür überhaupt ein allgemeines Bedürfnis vorhanden ist. Das ist natürlich heutzutage auch in Schleswig-Holstein der Fall und zeigt sich, wie wir gesehen haben, in dem raschen Tempo der Kultivierungsarbeiten, für das 17. und 18. Jahrhundert aber liegen die Dinge doch wesentlich anders. Damals war die Heide für den Bauern durchaus kein Ödland, sondern nutzbringendes Land im vollsten Sinne des Wortes. Ein Bedürfnis, sie landwirtschaftlich zu kultivieren, lag bei der äußerst dünnen Besiedlung der Geest gar nicht vor, im Gegenteil suchte man sie mit allen Mitteln zu erhalten, denn sie gab ja die über alles wichtige Weide, ohne viel Arbeit zu verlangen; sie gab auch Feuerung und Dünger. Um die Calluna-Sträucher nicht zu alt werden zu lassen und um die Weide zu verbessern, zündete man sie einfach alle 5—10 Jahre an und brannte sie ab. Die Asche düngte den Boden, der sich bald wieder mit junger Heide bedeckte. In der Zwischenzeit wurde auch abwechselnd in diesem und jenem Teil der

Heide der Plaggenhieb betrieben, d. h. man zerschneidete die dünne Heidetorfschicht, die von dem Wurzelg flecht der Calluna zusammengehalten wurde, in kleine Rechtecke, die dann leicht ausgehoben werden konnten. Man schichtete sie mit Dung vermengt in Haufen auf und verwandte dieses Produkt nach einiger Zeit zur Düngung der dürftigen Felder. Fehlte es in der Gegend an Holz oder Torfmoor, so nahm man auch mit dem Heidetorf als Feuerungsmittel vorlieb. Kurzum, die Heide war unentbehrlich. Die ganze Wirtschaftsweise des Geesdbauern war auf sie zugeschnitten, und zu einer Änderung war zur damaligen Zeit weder Grund noch Wunsch vorhanden.

Betrachtet man die Entwaldung und die Vermehrung der Heide auf der Geest von diesem Gesichtspunkt aus, so wird man zugeben können, daß diesem Prozeß die Absicht, das Land zweckentsprechend zu nutzen, zu Grunde lag, wenn wir auch von unserem Standpunkte aus die Waldverwüstung der früheren Jahrhunderte tief bedauern müssen.

Diesen im Vorstehenden in großen Zügen geschilderten Entwicklungsgang von Wald und Heide bezeugen uns die geschichtlichen Überlieferungen und die kartographischen Dokumente, die uns ja den schärfsten Begriff von dem Zustand des Landes zur Zeit der Aufnahme geben. Aber die ältesten Karten von Schleswig-Holstein die uns in dieser Beziehung zur Verfügung stehen, sind die von Johann Mejer, welche, wie ich an früherer Stelle schon erwähnt habe, in den Jahren 1638—48 aufgenommen worden sind. Bis in diese Zeit können wir also die Entwicklung des Landes zurückverfolgen. Sind wir aber einmal so tief in die Vergangenheit zurückgekommen, so ist nichts natürlicher, als daß wir uns jetzt die Frage vorlegen: Wie war der Zustand des Landes vor dem 17. Jahrhundert, und welche Wandlungen hat der Boden in kultureller Beziehung bis zu der Zeit des Kartographen Johann Mejer durchgemacht? Wie war z. B. etwa 500 Jahre vor Mejer das Verhältnis zwischen Wald, Ödland und Kulturland? Wie war der ursprüngliche Zustand, ehe der Mensch eingegriffen hat? Wie waren ehemals die hydrographischen Verhältnisse, die, wie man auf den verschiedenen Karten verfolgen kann, sich auch seit der Mitte des 17. Jahrhunderts wesentlich verändert haben? Die historischen Überlieferungen geben uns die Antwort auf diese Fragen, wenigstens in großen Zügen. Man ersieht aus ihnen zum mindesten, daß Schleswig-Holstein einst bedeutend wald- und wasserreicher war als selbst in der Mitte des 17. Jahrhunderts. Auch die Ortsnamen und Flurnamen geben uns in dieser Beziehung manche Aufklärung. Soviel steht sicher, daß vor etwa 1000 Jahren noch das ganze östliche Hügelland dicht mit Wald bedeckt war und nur wenige Siedlungen aufwies. Die Geest war wenigstens zum größeren Teile bewaldet, wie uns zahlreiche Ortsnamen bezeugen, aber auch schon ansehnliche Heideflächen muß es damals gegeben

haben. Die hydrographischen Verhältnisse waren von den heutigen gänzlich abweichend. Die Fördrden drangen damals bedeutend tiefer in das Land hinein; die Landseen waren bei weitem zahlreicher; infolge der starken Bewaldung des Landes führten die Flüsse und Bäche viel reichlicher als heute Wasser und versumpften oft meilenweit das Land. Verschiedene Moore werden damals noch Seen gewesen sein wie z. B. das Königsmoor im Kreise Rendsburg, überhaupt trug zu jener Zeit das Gebiet der mittleren und unteren Eider noch einen durchaus amphibischen Charakter, und tief in das Land hinein machte sich Ebbe und Flut fühlbar. Die Landschaft Stapelholm bestand zum mindesten in der nassen Jahreszeit noch aus drei Geestinseln; Holm bedeutet ja auch „Insel“. Daß die Marschen damals ein ganz anderes Aussehen hatten, versteht sich von selbst. Bezüglich der Heideflächen ist es noch die Streitfrage, wie lange sie schon bestehen. Emeis (Waldbauliche Forschungen und Betrachtungen, Berlin 1875) und A. Sach (Das Herzogtum Schleswig in seiner ethnographischen und nationalen Entwicklung. Bd. 1, Halle 1896) neigen zwar der Ansicht zu, daß die historische Zeit auf der Geest nur kargliche Waldreste gesehen habe, doch scheint mir diese Behauptung übertrieben zu sein und noch einer sorgfältigen Prüfung zu bedürfen.

## II.

Ich habe in dem ersten Abschnitt nur die Richtung der Entwicklung des schleswig-holsteinischen Landes in den allgemeinsten Zügen angegeben und komme nun auf meine kulturgeographischen Arbeiten über das Herzogtum Schleswig zu sprechen. Daß sich meine Untersuchungen nur auf Schleswig erstrecken und nicht auf die ganze Provinz, hat seine Gründe. Einmal erfordert es die eingehende Art und Weise meiner Untersuchungen, daß ich mich auf ein kleineres Gebiet beschränke, sodann kann gerade Schleswig infolge seiner Lage und seiner Grenzen als ein geographisch einheitliches Gebiet gelten, das in sich ziemlich abgeschlossen ist. Bei seiner langen Erstreckung von Süden nach Norden hat es hauptsächlich Seegrenzen, aber auch an der schmalen Süd- und Nordseite ist es einerseits durch die Eider von Holstein, andererseits durch die Königsau von Jütland scharf getrennt. Die Eider wie die Königsau bildeten ja in erdgeschichtlich noch ganz junger Zeit tief ins Land hineinreichende Meerbusen. Diese Abgeschlossenheit war es hauptsächlich, die dem Herzogtum bis ins 19. Jahrhundert hinein eine durchaus selbständige politische und wirtschaftliche Entwicklung sicherte. Die heutige politische Nordgrenze verläuft etwas anders als die historische Grenze Schleswigs gegen Dänemark. Aus geographischen und praktischen Gründen muß ich mich aber bei meinen Untersuchungen — abgesehen von der allerjüngsten Zeit — an die historische Grenze



des Herzogtums halten, die auch der natürlichen besser entspricht. Infolgedessen wird das heute dänische Gebiet südlich der Koldinger Förde und südlich der unteren Königsau um Ripen mit in die Behandlung eingeschlossen. Meine Untersuchungen bezwecken nun, die Entwicklung Schleswigs in kultur-geographischer Hinsicht in allen ihren Phasen auf das genaueste zu verfolgen. Das ist aber nur möglich auf Grund kartographischer Darstellung, denn was wir mit einem Blick aus der Karte ersehen, das kann uns keine Schilderung mit noch so vielen Worten in gleicher Weise verständlich und übersichtlich wiedergeben. So wird auch bei meinen Arbeiten die Karte die Grundlage bilden, an die die Schilderung des Entwicklungsgeschichtlichen mit Erfolg anknüpfen kann. Die einzelne Karte gibt uns aber nur ein Augenblicksbild, das einer längeren Entwicklungsreihe entstammt und nur für eine bestimmte Periode Geltung besitzen kann; dagegen können uns mehrere Kartenbilder, die aus verschiedenen Perioden herrühren, eine Vorstellung von dem Werdegang des betreffenden Landes geben. Ist die Entwicklung eine gleichmäßige, so können schon zwei Karten für lange Zeiträume eine richtige Auffassung geben, ist sie dagegen rasch und kompliziert, so wird die mehr oder weniger richtige Auffassung natürlich durch die Zahl der zur Verfügung stehenden kartographischen Augenblicksbilder bedingt. Der Vergleich mit einer kinematographischen Vorführung liegt hier nahe. Die richtige Verknüpfung der einzelnen „Momentaufnahmen“ fällt natürlich dem geschriebenen Wort anheim. Beabsichtigt man eine erschöpfende Behandlung, so ist das meiner Ansicht nach der einzige Weg, der Erfolg verspricht; ihn mußte ich also unter jeder Bedingung einschlagen.

Es galt zunächst, einen Überblick über das vorhandene kartographische Material zu erhalten, das für meine Zwecke in Frage kam. Ich beginne mit den jüngsten Karten, den Meßtischblättern und Generalstabskarten unserer preußischen Landesaufnahme. Die Aufnahme des Herzogtums erfolgte in den Jahren 1877/78. Die Brauchbarkeit dieser Originalkarten, die Wald Moor, Heide, Kulturland, Dünen etc. unterscheiden, ist natürlich nicht anzuzweifeln; ich kann also gleich zur folgenden Karte, der dänischen Generalstabskarte, übergehen. Auf der Grundlage der Vermessungen der Gesellschaft der Wissenschaften, auf die ich weiter unten noch zu sprechen komme, ließ der dänische Generalstab eine neue topographische Rekognoszierung und Krokierung des schleswigschen Festlandes und der Insel Alsen in den Jahren 1849—54 durchführen,<sup>1)</sup> leider wurden die Inseln Sylt, Förde und Amrum nicht berücksichtigt. Die so entstandene Karte im Maßstab 1:120 000 gibt ebenfalls die verschiedenen Kulturformen des Bodens wieder.

---

<sup>1)</sup> Geertz, *Gesch. d. geogr. Vermess. u. d. Landkart. Nordalbingiens*. 1859. S. 135 ff.

Trotz einzelner Schwächen in den Details ist sie doch im ganzen zuverlässig und gut zu gebrauchen.

Für den Zustand des Herzogtums um 1800 kommen die Karten der Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen in Betracht. Diese veranlaßte die erste auf einer Triangulierung beruhende Vermessung und Aufnahme des ganzen Königreichs Dänemark mit Einschluß der Herzogtümer. Für diese begann die Landesaufnahme in den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts in Schleswig und endete in Holstein im Jahre 1821.<sup>1)</sup> Die Originalkarten, die den Maßstab 1:20 000 haben, sind nie veröffentlicht worden, dagegen ist eine Ausgabe in dem reduzierten Maßstabe 1:120 000 erschienen, die für das Herzogtum Schleswig 5 Karten umfaßt. Die Karten sind besonders für den südlichen Teil des Herzogtums schön ausgeführt, im übrigen sind sie trotz unleugbarer Mängel für meine Untersuchungen gut zu brauchen und können mit der oben erwähnten dänischen Generalstabskarte etwa in eine Linie gestellt werden. Natürlich gebrauche ich diese beiden Karten nur zur Übertragung ihres Inhaltes auf die moderne Karte 1:100 000 die mir als Arbeitskarte dient. Es wäre freilich wünschenswerter gewesen, wenn zur Darstellung des Zustandes um 1800 die Originalkarte 1:20 000 hätte verwendet werden können. Ich mußte aber von vornherein davon absehen, weil die Arbeit der Übertragung — sie hätte wohl nur durch Vermittelung der Meßtischblätter 1:25 000 geschehen können — die Kräfte eines einzelnen bei weitem überstiegen haben würde. Man kann sich das vorstellen, wenn man bedenkt, daß Schleswig in seinem heutigen Umfange allein 118 Meßtischblätter 1:25 000 umfaßt. Für diese Arbeit, die übrigens nur in Kopenhagen hätte durchgeführt werden können, fehlten sowohl die Mittel, wie auch die Zeit. Da die endgültige Karte jedenfalls nur den Maßstab 1:200 000 haben soll, hätte die Übertragung der alten Karten 1:20 000 schließlich doch wieder generalisiert werden müssen, die peinlich genaue Arbeit wäre also zum größten Teil zwecklos gewesen. Dagegen konnte die Übertragung der Karte 1:120 000 an der Hand zahlreicher Flur- und einiger Spezialkarten aus den verschiedensten Gegenden des Herzogtums geprüft und in manchen Fällen ergänzt werden. Diese Flurkarten sind zum größten Teil sehr gut ausgeführt und etwa zwischen 1780 und 1805 aufgenommen worden; ihr Maßstab ist ziemlich verschieden, zumeist aber ca. 1:4700. Es sind im ganzen mindestens 300 Karten, die sich zum Teil im Kgl. Staatsarchiv, zum Teil im Archiv der Kgl. Regierung in Schleswig befinden. Die Flurkarten sind auch in mancher anderen Beziehung, besonders siedlungsgeographisch, hochinteressant, und ich habe eine große Anzahl von ihnen zur weiteren Untersuchung auf das Meßtischblatt und die

<sup>1)</sup> Geerz, S. 69 ff.

Generalstabskarte exzerpiert, einige der bemerkenswertesten auch ganz kopiert.

Es folgen nun die 1638—48 aufgenommenen Karten des Husumer Kartographen Joh. Mejer. Sie befinden sich bekanntlich in der Landesbeschreibung der Herzogtümer von Caspar Dankwerth aus dem Jahre 1652. Für Schleswig kommen 20 Karten sehr verschiedenen Maßstabes in Betracht; einige davon sind Übersichtskarten im Maßstabe von 1:175 000 bis 1:600 000 die übrigen sozusagen Spezialkarten im Maßstabe von 1:60 000 bis 1:145 000.<sup>1)</sup> Ich möchte hier gleich eine Stelle aus der ganz vortrefflichen Abhandlung<sup>2)</sup> Lauridsens, die am besten dem alten vielbewunderten und vielgeschmähten Kartographen gerecht wird, anführen: „Über den Wert der Mejerschen Kartographie ist vieles geschrieben worden, und wenn man die vorzüglichen Hilfsmittel der Jetztzeit zur Seite hat, so ist es leicht, Fehler zu finden. Die Stellung der Dörfer zu einander, ihre Belegenheit zu und Entfernung von einander sind unzuverlässig, die Kirchspielgrenzen können stark verschoben sein, die Richtungen der Wege und die Aufläufe sind nur in den allergrößten Hauptzügen richtig, die topographischen Signaturen für Wald, Moor und Heide sind allzu lose hingeworfen und können nur mit der äußersten Vorsicht dazu benutzt werden, das damalige Aussehen des Landes zu erläutern. Aber gleichzeitig muß man sich recht erinnern, daß der Verfasser in neuem Lande arbeitet, daß selbst die Seiten seiner Kartographie, welche die größten . . . Fehler enthalten, häufig ungewöhnliche Fortschritte bezeichnen, nicht nur im Vergleich mit der Vor- und Gleichzeit, sondern sogar mit einer weit späteren Nachzeit. Sein Küstenumriß, die Hauptformen des Landes, die Vollständigkeit seiner Topographie und das im ganzen und großen recht ähnliche Bild des Landes verdient das höchste Lob, und es würde Mangel an Rücksicht und ungeschichtlich sein, das ungewöhnliche, ja geradezu seltene Talent nicht anerkennen zu können, das — ohne wirklich technisch ausgebildete Hilfe mit mangelhaften Instrumenten und ohne genügende Geldmittel — vor 250 Jahren kartographische Bilder unserer Landesteile zu geben vermochte, welche erst in diesem Jahrhundert von besseren ersetzt worden sind . . .“<sup>3)</sup> Das trigonometrische Verfahren hat Joh. Mejer noch nicht gekannt, sein Ausgangspunkt ist das astronomische Netz, in das er das Kartendetail „mit Hilfe von Polhöhen und Winkelmaß sowie von älteren Zeichnungen, Vermessun-

<sup>1)</sup> Geertz, *Gesch. d. geogr. Vermess. u. d. Landk. Nordalbingiens.* 1859. S. 32/3.

<sup>2)</sup> Lauridsen, *Der Kartograph Joh. Mejer.* Übersetzt von Jürgensen i. d. Mitt. d. nordfries. Ver. f. Heimatk. H. 1. S. 21 ff.

<sup>3)</sup> Dieses Urteil gilt natürlich nicht für die sogenannten historischen Karten Mejers.

gen und örtlich angegebenen Entfernungen“ auf das Blatt eingetragen hat.<sup>1)</sup> Da leider die meisten handschriftlichen Originalkarten Mejers im Laufe der Zeit verloren gegangen sind,<sup>2)</sup> sind wir in der Hauptsache nur noch auf die der Danckwerthschen Landesbeschreibung beigelegten Reproduktionen angewiesen.

Als ich zu dem Entschluß kam, die Mejerschen Karten zu einer kartographischen Fixierung des Zustandes Schleswigs um 1650 zu verwenden, wußte ich sehr wohl, daß man sie, wie Lauridsen auch sagt, nur mit der äußersten Vorsicht dazu benutzen könnte, „das damalige Aussehen des Landes zu erläutern“. Aber das Wichtigste ist es doch, daß man sie wenigstens überhaupt benutzen kann, zumal anderes verwertbares kartographisches Material aus dieser Zeit nicht vorhanden ist. Die Übertragung der Mejerschen Karten auf unsere Generalstabkarte war für ihre weitere Beurteilung von großem Interesse. Es ergibt sich jedenfalls, daß die einzelnen Teile der Mejerschen Karten ganz verschieden bewertet werden müssen, denn man kann an der Hand der Übertragung ziemlich genau feststellen, welche Teile des Landes Mejer eingehend und welche er nur flüchtig bereist hat. So ist z. B. das Amt Apenrade äusserst genau aufgenommen worden; übrigens hat Mejer auch einen Atlas von 63 ausgezeichneten Flurkarten des Amtes Apenrade geschaffen, von denen sich nach Meiborg noch 42 im Reichsarchiv zu Kopenhagen befinden.<sup>3)</sup> Aber auch die Teile der Karten, die vom kartographischen Standpunkte aus als sehr mangelhaft bezeichnet werden müssen, besitzen doch immerhin noch einen guten Quellenwert und können mit Hilfe der alten Register und Ämterbeschreibungen geprüft werden; jedenfalls wird man, wenn man die topographischen Verhältnisse gebührend berücksichtigt und auch von der vorerwähnten Karte der Gesellschaft der Wissenschaften ausgeht, den Zustand um 1650 wenigstens annähernd richtig kartographisch darstellen können.

Für die Zeit vor dem 17. Jahrhundert besitzen wir kein Kartenmaterial mehr. Da aber meine Untersuchungen auch die Entwicklung Schleswigs in den älteren Zeiten betreffen, so möchte ich wenigstens den Versuch wagen, eine kulturgeographische Karte des Herzogtums etwa zur Zeit zwischen 1000 und 1200 zu entwerfen, die die damaligen Verhältnisse natürlich nur generell wiedergeben können. Ich sehe aber schon in einem solchen Versuch, selbst wenn er nur mangelhaft gelingt, einen bedeutenden Vorteil. Bei einer bloßen literarischen Darstellung kann man — es braucht gar nicht einmal Absicht darin zu liegen — zweifelhaften Fragen aus dem Wege gehen. Man

<sup>1)</sup> Lauridsen. S. 14/15.

<sup>2)</sup> Lauridsen, S. 38.

<sup>3)</sup> Meiborg, Das Bauernhaus im Herzogtum Schleswig. Übers. v. Haupt 1896. Anhang S. 17.

kann die Schilderung mehr oder minder allgemein halten, und was man örtlich fixieren will, steht im eigenen Belieben. Eine wörtliche Beschreibung kann bei allem Glanz große Schwächen verbergen. Bei der kartographischen Darstellung ist es anders, da heißt es eben „hic Rhodus, hic salta“. Sie verschafft erst einmal Klarheit, was man über irgend ein Land weiß und was man nicht weiß. Dann wird man auch in zweifelhaften Fällen gezwungen, sich für die eine oder andere Ansicht zu entscheiden, was an sich schon von Wert ist; denn wenn die kartographische Darstellung richtig ist, dann hat die Wissenschaft einen neuen Fortschritt zu verzeichnen, ist sie aber unrichtig, so wird sie, klar vor aller Augen liegend, erst Aufmerksamkeit und dann Widerspruch hervorrufen, zu fruchtbarem Meinungs-austausch führen und schließlich indirekt die Ursache sein, daß die richtige Lösung gefunden wird. In beiden Fällen ist der Vorteil, den die Karte bietet, nicht zu leugnen.

Nun fragt es sich, was für Material zum Entwurf der beabsichtigten Karte vorhanden ist. Da haben wir die historischen Nachrichten, die Orts- und die Flurnamen und zur weiteren Unterstützung natürlich die nächstjüngere Karte und die Beurteilung der topographischen Verhältnisse. Das häufige Vorkommen von Kratt, das auf den Meßtischblättern und den Generalstabskarten verzeichnet ist, gibt uns natürlich auch gute Anhaltspunkte. Die Ortsnamen sind ja alle in unseren Spezialkarten vermerkt; an Flurnamen habe ich bisher für das Herzogtum Schleswig ca. 1500 gesammelt, und zwar mindestens 1200 aus den schon mehrfach erwähnten Flurkarten, während sich die übrigen hier und da zerstreut in der Literatur vorfinden. Bei weitem der größte Teil der gesammelten Flurnamen, sicher 1200, deutet auf Wald hin — ich erwähne hier gleich, daß ich nur solche Flurnamen gesammelt habe, die für die beabsichtigte Karte verwertbar sind — die übrigen auf Wasser, Heide etc. Auf die Waldflurnamen kommt es natürlich vor allem an, da es zunächst die Hauptsache ist, die ehemalige Waldbedeckung des Landes festzustellen. Die aus den Flurkarten entnommenen Flurnamen habe ich, wie ich hier gleich bemerken will, in die Meßtischblätter und Generalstabskarten eingetragen. Die Flurkarten aus dem 18. Jahrhundert sind leider nicht mehr für das ganze Herzogtum vorhanden, für die Marschen kommt ihr Fehlen nicht weiter in Betracht, während die vorhandenen großen Lücken besonders für die Geest schmerzlich sind.

Nun möchte ich schließlich auf die jüngste Karte zu sprechen kommen, welche den gegenwärtigen Zustand darstellen soll. Vom kulturgeographischen Standpunkte aus sind nämlich die Meßtischblätter und Generalstabskarten als veraltet zu bezeichnen. Seitdem sie aufgenommen worden sind, in den Jahren 1877/78, sind ganz bedeutende Veränderungen vor sich

gegangen, denn vom Ödlande sind, roh berechnet, fast 50% verschwunden und zum größten Teil in landwirtschaftliche Kultur genommen, zum anderen aufgeforstet worden. Aber auch manches Stück ehemaliges Kulturland, geringes Acker- und Weideland, ist mit Nadelholz bepflanzt worden. Die Generalstabskarten enthalten zwar zum Teil Nachträge aus den 90er Jahren und aus der jüngsten Zeit nach 1900, doch beziehen sich diese meist nur auf neu angelegte Bahnen, Straßen und einige fiskalische Aufforstungen. Die Karten geben also hinsichtlich der heutigen Kulturformen des Bodens keinen richtigen Begriff mehr. Da ich auch die Absicht hatte, diese letzte Periode seit 1878, die für das Herzogtum von großer Wichtigkeit ist, zu behandeln, mußte ich an eine kartographische Darstellung des gegenwärtigen Zustandes herangehen. Die statistischen Angaben können uns von den Veränderungen seit der letzten Landesaufnahme kein wahres Bild entwerfen, da sie betreffs der von privater Seite geschehenen landwirtschaftlichen Kultivierungen und Aufforstungen durchaus unzuverlässig sind. Der größte Teil dieser Veränderungen würde in den Zahlen nicht mit enthalten sein. Ich entschloß mich daher, selbst in genannter Beziehung die in Frage kommenden Meßtischblätter zu revidieren. Es handelte sich um ca. 70 Nummern, die die Geest und einen Teil des östlichen Hügellandes umfassen. Die Revision ging in der Weise vor sich, daß ich mich in einem passenden Ort für mehrere Wochen festsetzte und von dort aus zu Rad Tag für Tag die Umgegend planmäßig bereiste, um die Veränderungen in das Meßtischblatt einzutragen, was kartographisch weiter keine Schwierigkeiten bot. Hatte ich die eine Gegend genügend erkundet, schlug ich mein Quartier wieder anderswo auf. In dieser Weise arbeitete ich zwei Monate im Herbst 1912, 1913 von Mai bis Oktober und 1914 von Mai bis zum Beginn des Krieges, konnte dann natürlich diese Arbeit nicht mehr fortsetzen. Nach dem Kriege bleibt noch zu erledigen: der Kreis Husum, der südliche Teil des Kreises Tondern und ein Teil des Landkreises Flensburg. Man könnte vielleicht daran zweifeln, ob die aufgewendete Zeit und Mühe zu dem Erfolg einigermaßen im Verhältnis steht, darauf muß ich erwidern, daß eine genaue Bereisung des Herzogtums an und für sich unbedingt erforderlich war; denn je besser ich das Land mit den eigenen Augen kennen lerne, desto größer ist die Möglichkeit, eine richtige Auffassung vom Zustand des Landes nicht bloß für die jüngste Periode, sondern auch für die Untersuchungen insgesamt zu bekommen; schon deswegen war die gründliche Bereisung lohnend. Da in 20—30 Jahren die Ödländereien im Herzogtum Schleswig höchstwahrscheinlich so zusammengeschrumpft sein werden, daß die Reste dann eine Sehenswürdigkeit darstellen, so ist eine Karte des gegenwärtigen Zustandes später einmal sicher nicht uninteressant, abgesehen davon, daß sie für eine Beschreibung der